

schaft der Entwicklungsländer nachhaltig gefördert wird. Für jeden, der in der Diskussion das Wort nahm, handelte es sich dabei nicht in erster Linie um ein technisches, sondern um ein wirtschaftlich-politisches Problem. Gerade diese letzte Feststellung führte jedoch zu der großen Kontroverse, wie das Problem der Ernährung in einer Welt des Mangels zu lösen ist. Sie könne eigentlich nur überbrückt werden, so Prof. *Theodor Dams* (Freiburg) in einem Schlußwort, wenn die Frage der Leistungsfähigkeit der nationalen und internationalen Wirtschafts-/Gesellschaftsordnung sowie ihre Funktionsfähigkeit im Grundkonsens geklärt sei. Hier könnte das „Dialog-Programm“ der Kirchen (GKKE) in weiterführenden Gesprächen ansetzen.

Vom 10. bis 14. Mai fand in Moskau eine Weltfriedenskonferenz statt, an der etwa 500 Vertreter aller Weltreligionen aus nahezu 100 Ländern teilnahmen. Veranstalter der „Weltkonferenz religiöser Vertreter für die Rettung der heiligen Gabe des Lebens vor einer nuklearen Katastrophe“ – so der offizielle Titel – war das Moskauer Patriarchat. Eine erste Konferenz dieser Art hatte 1977 in der sowjetischen Hauptstadt stattgefunden (HK, August 1977, 429). Aus der Bundesrepublik reiste eine vierköpfige Beobachterdelegation der EKD nach Moskau; der bayerische Landesbischof *Johannes Hanselmann* nahm als Delegierter des Lutherischen Weltbundes an der Konferenz teil. Ranghöchster katholischer Teilnehmer war der ungarische Primas, Kardinal *László Lé-kai*. Der Vatikan war wie schon bei der Konferenz von 1977 durch zwei Beobachter vertreten. Es waren *Jean Larnaud*, Kon-

sultor des Päpstlichen Laienrates, und Pater *John Long* vom Einheitssekretariat, der einen *Brief Johannes Pauls II.* an Patriarch Pimen verlas. Darin hieß es, nur der lebendige Glaube an den Menschen und die frohe Kunde dessen, durch allein wir uns retten sollen, könnten den Menschen und Völkern helfen, ihr persönliches und gesellschaftliches Leben zu begreifen und in aller Welt echte Brüderlichkeit als Garanten des Friedens zu bekunden. Während der Konferenz brachten die Vertreter der verschiedenen Kirchen und Religionsgemeinschaften jeweils ihre Besorgnis über die Bedrohung des Weltfriedens zum Ausdruck; Delegierte aus westlichen Ländern wandten sich mehrfach gegen die Tendenz, die Schuld an Wettrüsten und Friedensgefährdung einseitig den Vereinigten Staaten zu laden und damit die Konferenz zum Forum sowjetischer Propaganda zu machen. Bei der Diskussion über die Entwürfe zu den *Abschlußdokumenten* gelang es, einseitige Anklagen gegen den Westen durch ausgewogenere Formulierungen zu ersetzen. Die Teilnehmer verabschiedeten ein Kommuniqué sowie drei Appelle, die sich an die Vereinten Nationen, an die Regierungen und an die Religionen der Welt richten. In den Schlußdokumenten finden sich die Forderungen nach einem Einfrieren der Atomwaffenarsenale, nach der Schaffung kernwaffenfreier Zonen und nach einer allgemeinen Abrüstung. Lobend hervorgehoben wird sowohl der sowjetische Moratoriumsvorschlag für Mittelstreckenwaffen in Europa wie die Bereitschaft der Vereinigten Staaten, Verhandlungen mit der Sowjetunion über den Abbau strategischer Nuklearwaffen aufzunehmen. Scharf verurteilt wurde „das Schüren lokaler Konflikte“ und die Ausweitung des internationalen Waffenmarktes.

## Bücher

GISBERT GRESHAKE. *Priestersein*. Zur Theologie und Spiritualität des priesterlichen Amtes. Verlag Herder, Freiburg – Basel – Wien 1982. 208 S. 26,- DM.

Mit diesem Buch packt Gisbert Greshake den Stier bei den Hörnern: Ohne sich in Einzelfragen zur Geschichte des kirchlichen Amtes oder zu den gegenwärtigen Strukturproblemen im Verhältnis von Amt und Gemeinde zu verzetteln, versucht er eine Gesamtdeutung des Priesteramtes und seiner Spiritualität. Der in der Einleitung kurz umrissenen Identitätskrise des Priesters will er mit zwei Grundthesen begegnen, die in den beiden Teilen des Buches durchgeführt werden. Zum einen plädiert er für eine Amtstheologie, die den Amtsträger primär als Christusrepräsentanten sieht, um damit das gegenüber dem allgemeinen Priesteramt der Gläubigen und den verschiedenen Diensten in der Gemeinde Spezifische des kirchlichen Amtes herausstellen. Erst im zweiten Schritt wird auch vom Amt als Repräsentation der Kirche gehandelt. Greshake verbindet den christologischen und pneumatologischen Aspekt schließlich in einer trinitarischen Amtstheologie; das Amt steht im Schnittpunkt der *auctoritas Christi* und der durch den Heiligen Geist gestifteten kirchlichen *communio*. Die zweite Grundthese des Buches: Weil der Priester Christus repräsentiert (Greshake stellt hinreichend klar, daß es dabei um eine sakramentale Repräsentation geht, die falsche Identifikationen ausschließt und den Primat Christi auch gegenüber dem kirchlichen Amt gerade wahren will), muß der Amtsträ-

ger in seiner Spiritualität auch „an Jesus Christus Orientierung und Maß“ nehmen. Zu dieser anspruchsvollen Spiritualität (der Priester als der „Mann Gottes“ für die Menschen) gehört für Greshake die Nachfolge, die sich besonders in den Evangelischen Räten konkretisiert. In diesem Zusammenhang wirbt Greshake für den priesterlichen Zölibat als mit dem Amt eng zusammenhängendes Zeichen dafür, daß sich der Priester „in der Mitte seiner Existenz von der Aufgabe amtlicher Christus-„Repräsentanz“ in Beschlag nehmen“ läßt. Dennoch könnte er sich diese Einheit von Amt und Existenz auch bei einem „*vir probatus*“ als verwirklicht vorstellen. Nicht nur daran zeigt sich, daß Greshakes Buch keinesfalls eine Verteidigungsschrift für das traditionelle Priesterbild, für Klerikalismus oder auch für die bestehende Praxis des kirchlichen Amtes sein will. Dazu finden sich zu viele kritische Bemerkungen, gerade etwa im Blick auf die weithin fehlende Einbindung des Zölibats in einem glaubwürdigen Lebensstil. Greshakes Buch ist ein nicht nur offensiver, sondern auch überzeugender Versuch, eine Theologie und Spiritualität des Amtes zu entwickeln, die nicht nur einfach Rechtfertigung des Bestehenden ist, gleichzeitig aber die Kontinuität zur Tradition wahrt. Im Blick auf die trotz einer solchen soliden Aufmunterung noch nicht ausgestandene Amtsdiskussion hinterläßt Greshakes Buch vor allem zwei Fragen. Die mehr theologisch-systematische: Müßten nicht bei der Integration dieser Amtstheologie in eine Ekklesiologie des Volkes Gottes (Greshake spricht selber deutlich genug von der Notwendigkeit einer solchen Verankerung)

manche Akzente anders gesetzt werden? Die mehr praktische: Sind nicht viele Priester angesichts ihrer faktischen Aufgaben in der Kirche durch die mit Recht erhobene Forderung nach der Einheit von amtlicher Christusrepräsentation und überzeugende persönliche Nachfolge überfordert? In jedem Fall regt das Buch gerade wegen seiner klaren Argumentation und seiner deutlichen Schwerpunktsetzungen zur weiteren Auseinandersetzung mit Theologie und Spiritualität des Amtes an; es kann dazu beitragen, falsche Frontstellungen und unzureichende Positionen zu überwinden.

U. R.

EKKEHARD KLOEHN, *Die neue Familie*. Zeitgemäße Formen menschlichen Zusammenlebens. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1982, 248 S. 28,- DM.

Zwei Einschränkungen in bezug auf den Adressatenkreis stellt der Autor, vom Fach Biologe und Pädagoge, Studiendirektor am Landesinstitut für Praxis und Theorie der Schule und freier Publizist, seinem Buch voraus: es sei erstens für diejenigen geschrieben, die nicht in einer Großfamilie mit strikter und akzeptierter Rollentrennung, sondern in der durch die industrielle Umwelt geprägten Kleinfamilie leben. Und es sei ein „Mittelschichtbuch“, denn weder sei die Rede „von der Fabrikarbeiterin, die keine Möglichkeit sehen kann, eine ausgewogene Partnerschaft anzustreben, noch von der Frau des Superreichen, die das auch gar nicht für nötig hält“. Ohne diese Einschränkung könnte man dem Autor ein verengtes Blickfeld zum Vorwurf machen, denn tatsächlich sind es, formal gesehen, vor allem die freiberuflich und im Staatsdienst Beschäftigten, für die eine „symmetrische“ Teilung der Aufgaben in Haushalt und Beruf, zunächst am ehesten realisierbar erscheint. Der vom Autor eingeführte Begriff der „symmetrischen Aufgabenverteilung“ meint eine gleich belastende und befriedigende Arbeitsteilung beider Ehepartner je-

weils in Beruf und Haushalt und zwar im Idealfall auch während der Phase der Erziehung kleiner Kinder. Daß dies wünschenswert ist, dafür bringt Kloehn nicht nur hinlänglich bekannte psychologische Belege zur Gemütslage der Hausfrau, sondern verweist auch auf die „vielen positiven und befriedigenden Möglichkeiten“ der Betätigung im Haushalt für den Mann, die den „frustrierten Bauarbeiter und den streßgeplagten Aufsichtsratsvorsitzenden“ zu der Frage veranlassen könnten, ob sie ihre Bestrebungen nach Karriere und Ansehen im Beruf mit Überarbeitung, Krankheiten und wachsender Entfremdung von der Familie nicht allzu teuer bezahlen. Aber nicht nur dem Wohlbefinden und Selbstbewußtsein der Familienmitglieder sei durch eine größere Symmetrie in der Verteilung der Aufgaben in Beruf und Haushalt auf beide Ehepartner gedient, sondern auch der Gesellschaft insgesamt: Wer wirklich durch „Kräftigung des weiblichen Elements“ in unserer Gesellschaft etwas gegen das Vordringen von Großtechnologien und Bürokratien und das entsprechende geistige Klima unternehmen wolle, dürfe „die Frauen gerade nicht aus dem Berufsleben abdrängen“, sondern müsse sich dafür einsetzen, daß sie auch von verantwortlichen Positionen aus die Möglichkeit zur Einflußnahme erhalten. Die Schwierigkeiten und Sachzwänge allerdings, die sich dem Versuch einer „symmetrischen Aufgabenverteilung“ entgegenstellen, kommen bei Kloehn zu kurz: Auch im Bereich der Mittelschicht und selbst bei reduziertem Karrierestreben erschwert ein mehrjähriges Aussetzen der Berufstätigkeit, noch verstärkt durch die derzeitige Arbeitsmarktlage die Chance – sei es als Frau oder als Mann –, jemals wieder eine angemessene Stelle zu erhalten. Den Luxus schließlich, zu Hause am Schreibtisch arbeiten und sich die Arbeitszeit frei einteilen zu können – und diesem Metier entnimmt der Autor überwiegend seine männlichen Idealtypen – kann sich selbst innerhalb dieser Schicht nur eine kleine Minderheit erlauben.

C. R.

## Zeitschriftenschau

### Theologie und Religion

LÉON-DUFOUR, XAVIER. „Prenez! Ceci est mon corps pour vous.“ In: *Nouvelle Revue Théologique* Jhg. 114 Heft 2 (März-April 1982) S. 223–240.

Bei seiner Untersuchung des Brotwortes Jesu im Kontext des Abendmahlsgeschehens kommt Léon-Dufour zu zwei Thesen: Die Deutung des Brotwortes an Hand des alttestamentlichen Modells des Versöhnungsofers sei nicht zwingend; die Symbolik der Nahrung lege eine andere Interpretation nahe: „Jesus erklärt, daß er über seinem dem Plan Gottes gemäß angenommenen Tod hinaus und aus Liebe zu uns die Macht hat, unsere Lebensspeise in der neuen Welt des Bundes zu bleiben.“ Die Frage nach dem „ist“, nach der Weise der Präsenz Jesu im Brot beantwortet er zunächst mit dem Verweis auf die prophetischen Zeichenhandlungen. Im Unterschied zu solchen Zeichenhandlungen sei aber die Sprache Jesu performativ, sie bewirkte das, was sie dem Zuhörer mitteile. Das Brotwort gehöre in den Bereich

symbolischer Sprache. Daraus ergibt sich die paradoxe Formel: „Für Jesus wie für den Glaubenden ist das eucharistische Brot Brot und ist es gleichzeitig nicht; es ist der Leib Jesu und ist es gleichzeitig nicht.“ Die Selbsthingabe Jesu im Brot unterscheidet die Eucharistie von anderen Symbolhandlungen. Durch das Brotbrechen und das deutende Wort stelle Jesus eine identifizierende Verbindung zwischen dem Brot und seinem Leib her, die ihn trotz seiner Abwesenheit für seine Jünger und für die Welt gegenwärtig mache.

SCHRAGE, WOLFGANG. *Ja und Nein – Bemerkungen eines Neutestamentlers zur Diskussion von Christen und Juden*. In: *Evangelische Theologie* Jhg. 42 Heft 2 (März/April 1982) S. 126–151.

Schrage wendet sich gegen einen selektiven Umgang mit dem NT in der jüdisch-christlichen Diskussion und spricht sich für eine dialektische Verhältnisbestimmung aus: Neben dem Ja des NT zu Israel dürfe auch das Nein nicht übergangen werden. Er exemplifiziert seine These an neutesta-

mentlichen Grunddaten, bei denen er neben den unbestreitbaren christlich-jüdischen Gemeinsamkeiten auch die Differenzen hervorhebt: Das NT teilt mit dem Judentum den Glauben an den Gott Abrahams, versteht aber Jesus Christus als das Bild des einen Gottes; die Urchristenheit wartet nicht nur wie die Juden auf die neue Welt, sondern auf die Zukunft des Gekommenen: „Sie wartet auf die Zukunft der Erlösung mit der Präsenz des Erlösers.“ Auch in der Verkündigung Jesu sieht Schrage Akzente, die sich vom zeitgenössischen Judentum abheben. Mit der Beziehung des Messiasitels auf Tod und Auferstehung Jesu sei auch diese Kategorie, „so vielgestaltig sie auch sonst im Judentum zur Zeit Jesu ist, transzendent und zerbrochen worden“. Schrage verweist ebenso auf die zwischen Juden und Christen notwendigerweise strittige Auslegung des AT und darauf, daß sich die Dialektik von Ja und Nein besonders deutlich am Verhältnis des Urchristentums zur Thora zeige. Schon vor Paulus scheine christlicher Glaube nicht mehr im Rahmen des Judentums begriffen werden zu können. Im NT gebe es keine bruchlose heilsgeschichtliche Linie, sondern Kontinuität wie Diskontinuität.